

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 162 (2022)

Artikel: Zwei Reisereportagen (1518/1519) ; Vadians Reisereportagen
Autor: Vadian, Joachim / Gamper, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-977005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Reisereportagen (1518/1519)

Der Pilatussee bei Luzern (1518)¹

In der Eidgenossenschaft, in der Nähe der alten und sehr berühmten Stadt Luzern, gibt es einen sehr hohen Berg, den man wegen seiner bizarren Gestalt und wegen der steil abfallenden Felswände heute noch «den Gebrochenen» nennt: In dem einheimischen Wort «Fracmünt» [fractus mons] hat sich eine Spur der fremden Sprache, d.h. des lateinischen Namens erhalten. Unterhalb des höchsten Gipfels liegt der Pilatus-See, ganz klein, und mehr ein Sumpf als ein See; man sagt, dass absichtlich in diesen See geworfene Gegenstände schwere Unwetter hervorrufen und alles mit Fluten bedecken; dass zufällig hineingefallene Dinge jedoch den See nicht aufbringen [und nicht zum Zorn reizen], als besitze er ein menschliches Empfinden und wisse, dass zufälliges Geschehen von niemandem verschuldet ist. Das Berichtete ist glaubwürdig, denn die Einwohner der Stadt erzählen, Leute, die es gewagt hätten, den friedlichen See zu reizen, seien wegen des über die Anwohner gebrachten Unheils bald zu Tode gekommen.

Als ich im August des vergangenen Jahres [1518] nach Luzern gekommen war, um diesen See zu sehen, wurde ich von dem hochgelehrten und mit der feinsten Gesinnung begabten Luzerner Kanonikus Johannes Zimmermann [Xylotecus] auf das freundlichste empfangen und schon am folgenden Tag auf den Berg geführt, begleitet von Oswald Geisshüsler [Myconius], ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und natürliche Lauterkeit, sowie von meinem zukünftigen Schwager Konrad Grebel aus Zürich, einem auffallend begabten jungen Menschen.

Beim ersten Tageslicht verliessen wir die Stadt; bis etwa zur halben Höhe des Berges konnten wir noch auf einem nicht sehr ausgetretenen und für die Pferde durchaus beschwerlichen Weg reiten. Als der Aufstieg das Reiten dann aber bald nicht mehr erlaubte, liessen wir die Tiere auf der nächsten Weide zurück, dinsten einen Hirten und baten ihn vorauszu gehen, und überwandten, zu Fuss und auf Stöcke gestützt, auf engstem Pfad, auf dem nicht jedermann gerne gehen möchte, und auf weiten zwischen den Felsen verlaufenden Serpentinaen, die noch vor uns liegende Höhe.

Endlich, nachdem wir viel Schweiss vergossen hatten, gelangten wir an den Rand des Sumpfes. Der Berg, sonst ziemlich schroff, besitzt hier einen als Weidefläche geeigneten Absatz; mit gewaltigem Umfang schliesst er sich wie ein Kreis und ruht in einem tiefen Tal; in seinem Mittelpunkt trägt er den See, nur von einem schmalen Schilfgürtel umgeben und dicht daran von einem den Menschen erschauern lassenden Wald eingeschlossen. Und was allein schon dem Besucher eine religiöse Ehrfurcht einflösst: von allen Seiten von tiefem Schweigen eingehegt.

Der See hat keinen Zufluss und keinen Abfluss; das Wasser ist schwärzlich, gleicht dem des Feuerstromes in der Unterwelt und liegt reglos da, noch mehr als das Wasser eines Sumpfes. Auch Winde dürften den gelähmt wirkenden See nicht so leicht aufschrecken, denn dem Süd- und dem Westwind stellt sich der übrige steil aufragende Teil des Berges [den See beschützend] breit entgegen; vor dem Ost- und dem Nordwind bewahren ihn die tiefe Lage und der dichte Wald, von dem ich sprach.

Es ist auch seltsam, dass der Pilatus-See durch die winterlichen Schneefälle nicht anschwillt und sich, umgekehrt, in der lang anhaltenden sommerlichen Wärme auch nicht zusammenzieht; träge liegt das Wasser da; in ewiger, wie man sagt, Gleichförmigkeit bleibt es innerhalb seiner [naturgegebenen] Grenzen.

Ich möchte noch erwähnen, dass wir während des Aufstieges von dem uns führenden Hirten dazu gedrängt wurden, ihm fast hoch und heilig zu versprechen, ja nichts Rücksichtsloses zu unternehmen, sobald wir den See erreicht hätten, und ja nichts hineinzuworfen. Der Hirte sagte uns immer wieder, sein Leben stehe auf dem Spiel, und immer wieder forderte er uns zu Besonnenheit und Schweigen auf, als führe er uns zu etwas Heiligem. Dadurch war ich – ich gestehe es – nicht wenig bewegt, sodass ich der alten von diesem Ort ausgehenden Kunde sogar irgendetwas zugestand [d.h. etwas Glauben schenkte].

Das hingegen gehört wahrlich in die Welt der Sagen und Märchen, was einige über Pilatus phantasiert haben, er

¹ Mela, De situ orbis, 1522, S. 34; Übersetzung aus: Frohne, Welt- und Menschenbild, S. 71–75; zum Inhalt: Suter-Meyer, Wissensvermittler, S. 204–220.

werde jedes Jahr im See gesehen, und zwar im Gewande eines Richters, und diejenigen, die ihn gesehen hätten, würden das betreffende Jahr nicht überleben: Das alles ist ein eitles Geschwätz. Es gehört ja zu den so oberflächlichen Vorstellungen der Menschen, dass sie besonderen Orten, aus denen ein «numen der Natur» spricht, das Blendwerk von Sagen und Märchen anhängen. Und es liegt auch, ich weiss nicht warum, in der Natur der Menschen, dass sie das Erzählte leichtgläubig annehmen, weil irgendeine Kraft der Religion uns anzieht, und weil wohl auch die Neugier die Leichtgläubigkeit noch verstärkt.

Ob das alles nun richtig ist oder nicht, was die beharrliche Kunde der Anwohner über den erwähnten Geist des Pilatus-Sees verbreitet, möchte ich auch jetzt nicht sagen, da es mir nicht erlaubt war, einen Versuch zu machen; und wäre es mir erlaubt gewesen, hätte ich es auch nur unter der grössten Gefährdung tun können.

Doch die meisten bedeutenden und fast in allen Bereichen zu beobachtenden Naturwunder – um den Gedanken wieder aufzunehmen –, in der Erfahrung der Menschen erlebt und mit ihrer Autorität verbürgt, ermahnen mich, ja nicht etwa, [um das Staunen der Leser zu wecken], voreilig zu behaupten, dieser Genius des Ortes sei mir [in einer Weise] erschienen, dass er – zumal an diesem so erhabenen Ort – ohne weiteres der über ihn entstandenen Kunde entsprechen würde.

Der Berg ist so hoch, dass wir schon beim ersten Tageslicht aufbrachen, um den See zu sehen; diesen verliessen wir aber bald wieder, um zum höchsten Gipfel aufzusteigen. Nach einem nur kurzen Verweilen und einem langen Abstieg kehrten wir zu den zurückgelassenen Pferden zurück. Bei Sonnenuntergang und hereinbrechender Dunkelheit erreichten wir Luzern. Höchstens zwei Stunden hatten wir uns auf halber Höhe für unsere Rast und Mahlzeit gegönnt.

Das Salzbergwerk bei Wieliczka (1519)²

Zwischen Wieliczka und dem nördlich gelegenen Krakau breitet sich eine Ebene aus; nach Süden und Osten liegt die Stadt an einem sanften Hügel; [das Gelände] wird dann höher und höher und geht in eine Berglandschaft über. Die umliegenden Felder sind [...] fast unfruchtbar. – Innerhalb der kleinen Stadt, in der Nähe der Kirche, steigt man durch einen «Schibus» genannten Schlund in jene Reiche der

Finsternis hinab. Die allseitig abschüssige eigentliche Grube reicht in sehr grosse Tiefe; durch die Verschalung mit Eichenplanken hat sie einen ungefähr quadratischen Grundriss. An einer Maschine hängt ein dickes Seil, mit dem die aus den verschiedenen Höhlen zum Zugang des zentralen Schachtes gewälzten Salzbrocken – sie heissen «Bancae» – schliesslich ans Licht gezogen werden.

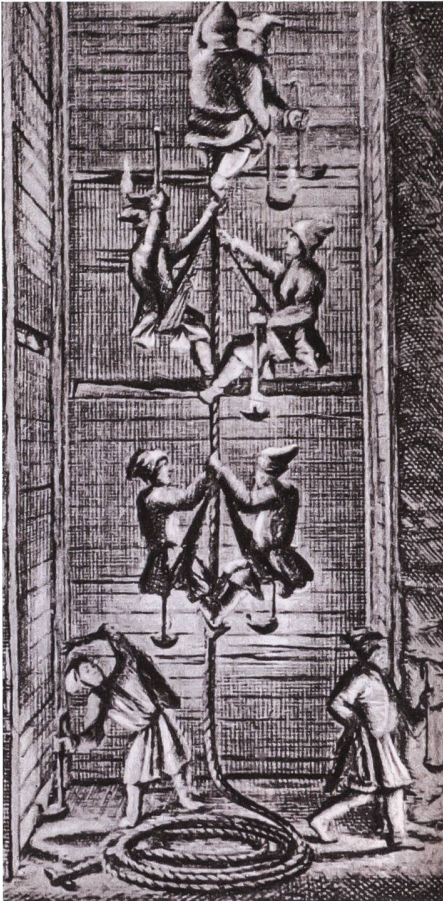
Die einfahrenden Arbeiter sitzen auf Seilen, [d.h. in Seilschlaufen], aus Korkeichenbast, die unten zu einer Art Korboden geflochten und an jenes grosse [zentrale] Seil geknotet sind. Dabei müssen sie sich mit den Händen festhalten und einen Unterschenkel an das Hauptseil drücken, um ein Pendeln zu verhindern. Oft werden zwei Arbeiter, Seite an Seite, manchmal auch sieben oder gar acht, ordnungsgemäss «aufgehängt», abgeseilt.

Den staunenden und des Ortes noch unkundigen Besuchern werden erfahrene Bergmänner mitgegeben, die in der einen Hand eine Grubenlaterne tragen und mit einem Fuss immer das ob seiner schier unermesslichen Länge etwas schwingende Hauptseil stabilisieren, damit [der Korb] nicht an die ein Quadrat bildenden Eichenverkleidungen schlägt und die ungesichert darin Sitzenden nicht abgeschüttelt werden und zu Tode fallen. – Ist der unterste Boden [des zentralen Schachtes] erreicht, befreien sich die Ersten möglichst rasch [aus dem von der Seilschleife gebildeten Beutel] und ziehen das Seil dann [im Kreis] zu den einzelnen Stolleneingängen, damit die nächsten Arbeiter [ihren «Korb» verlassen können und wieder] Boden unter den Füssen haben.

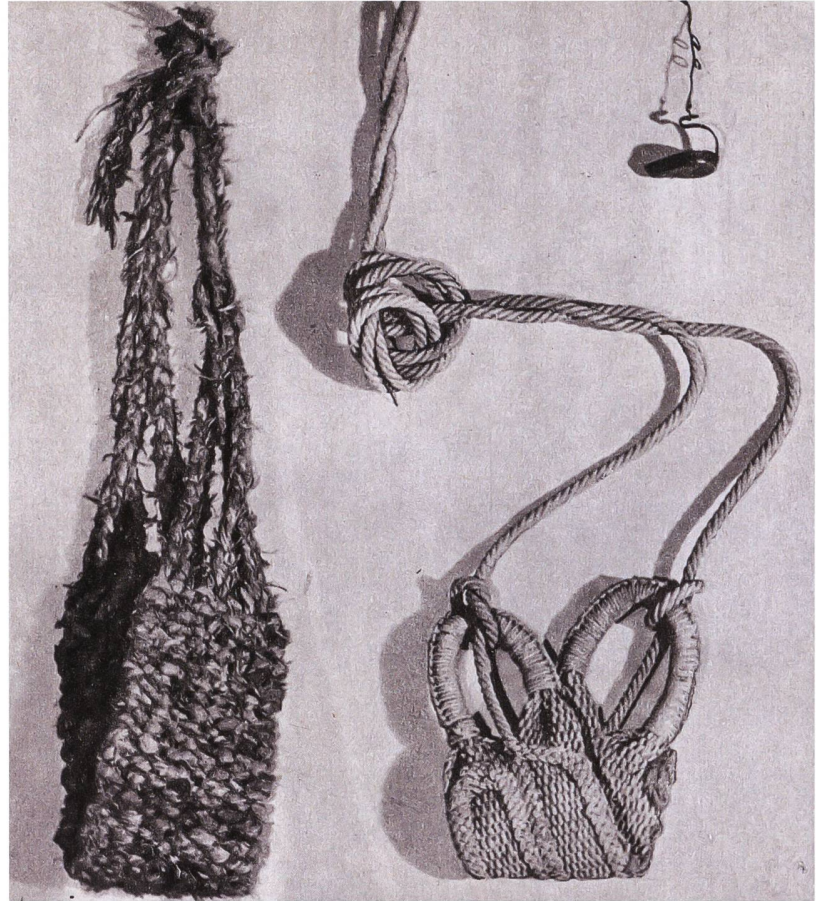
Dieser erste durch den Brunnen, wie wir ihn nannten, erfolgende Einstieg ist so tief, dass die unten Stehenden niemals das Tageslicht sehen und auch jede von oben kommende Stimme verhallt, sodass es zwischen Oben und Unten auf diese Weise keine Verständigungsmöglichkeit gibt. Diejenigen, die weiter oben stehen, werfen angezündete Halme und Kohlestückchen hinunter, [wollen sie sich bemerkbar machen], während die unten Arbeitenden entweder mit grosser Kraftanstrengung das lange Seil in Schwingungen versetzen oder auch mit einem schweren Hammer an die unteren Eichenwände schlagen, damit die Oberen die Erschütterung mehr mit den Füssen als mit den Ohren wahrnehmen; nur so kann man sich untereinander ein Zeichen geben.

Besuchern, die nicht hinabsteigen möchten oder das auch nicht wagen, zeigt man nicht selten die Tiefe des Schachtes, indem man ein angezündetes Strohbündel hineinwirft,

2 Mela, De situ orbis, 1522, S. 180–183; Übersetzung aus: Frohne, Welt- und Menschenbild, S. 47–61, gekürzt; zum Inhalt: Suter-Meyer, Wissensvermittler, S. 221–242.



Einstieg der Bergleute in die Salzgrube von Wieliczka. Długosz, Salines, Abb. 16.



Am Hauptseil befestigte Schlaufen für die Einfahrt in den Stollen. Długosz, Salines, Abb. 15.

welches die Besucher dann wenigstens mit dem Blick verfolgen können. Diejenigen, die in der Nähe stehen, können auf diese Weise einen Teil der Tiefe wahrnehmen. – Mit diesem Feuer ist eigentlich keine Gefahr verbunden, da die [den ganzen zentralen Schacht verkleidenden und sichernden] Eichenplanken immer feucht gehalten werden. [...]

Als wir in Wieliczka durch den zentralen Schacht in die Tiefe gelassen waren – das Netz der verschiedenen und verzweigten Stollen übertrifft wahrlich alle nur denkbaren Labyrinth –, wurden wir in ziemlich geräumige Höhlen, sogenannte Kammern geführt, aus deren Wänden mit eisernen Keilen und Hämmern gewaltige Salzbrocken geschlagen wurden. Man kann sich kaum vorstellen, wie alles vom reinsten Salz nur so glänzt! Je weiter man in Wieliczka die Seitenstollen vorantreibt, umso konzentrierteres und reineres Salz findet man; die Tiefe ist fast unergiebig, oder das dort noch gefundene Salz ist wegen des beigemischten groben Sandes unrein.

Was ich in den Metallbergwerken von Kärnten beobachtet habe, ist hier in Polen sehr selten der Fall, dass das Erdreich mit hölzernen Säulen oder Gewölben gleichenden Verschaltungen abgestützt wird, um nicht einzubrechen und die Arbeiter unter sich zu begraben. Sind die Felsen erschöpft, so bleiben genauso stabile Hohlräume erhalten, in denen es kaum je zu gefährlichen Situationen kommt; auch bilden sich hier nirgends schädliche Dämpfe und kein [die Arbeiter] erstickender Qualm. Es kann einmal im Jahr Zufall sein, dass Arbeiter umkommen, weil die Leitern zuweilen brechen; wenn allerdings beim Emporziehen das dicke Seil reißt, dann stürzen die gewaltigen Brocken nicht selten wieder in die Tiefe: ein beklagenswertes Unglück. Und dann ist auch gleich zu Beginn des Abstieges die Gefahr gegenwärtig, wenn nämlich die dünneren Seile reissen bzw. das Flechtwerk der Seilschleufe, in der die Arbeiter gewöhnlich sitzen, seinen Zusammenhalt einmal verlieren sollte.

Die Arbeiter erhalten einen Lohn, der aber nicht nach der Zeit bemessen wird – unter Tage gibt es keine Zeitmes-

sung –, sondern nur nach der Einschätzung der Arbeit. Es hat sich dafür eine Art Regel herausgebildet, und – so wundersam das klingen mag –: An den geförderten Salzbrocken sind Hinweise auf die Arbeit sowie die eingesetzten Kräfte zu erkennen; auf diese Art und Weise werden unterschiedliche Löhne ausbezahlt, und niemals [kann ein Arbeiter] mit Untätigkeit [eine Leistung] vorspielen.

Da es also im Bergwerk keinen Wechsel von Licht und Finsternis gibt, gibt es auch keinen Rhythmus für Wachen und Schlafen; es wird unablässig gearbeitet; allerdings wird bei der Verteilung der Aufgaben ein eher zufälliger Wechsel berücksichtigt: Dass die Ersten die schweren quaderförmigen Blöcke schneiden, die Folgenden diese dann wegbewegen und durch die verschlungenen Stollen unter den Eingang des ersten und zentralen Schachtes schleifen, um sie dann endlich ans Tageslicht ziehen zu lassen. Haben diese Arbeiter eine Verschnaufpause, folgen die Letzten, die für einen geringen Lohn Salzstaub zusammenfegen und Salzfragmente auflösen und diesen Abfall in alte und ausgeleerte Stollen werfen bzw. zu weiterer Verarbeitung auf ihren Schultern hinaustragen; wetteifernd, [d.h. sie leisten somit Akkord-Arbeit], bringen sie dieses Material [in Körben und Eimern] unter die Eingänge der Schächte, um es schliesslich hinaufziehen zu lassen. Für diese Arbeit werden auch Jugendliche eingesetzt, während die oben beschriebenen harten Arbeiten nur von sehr kräftigen Männern ausgeführt werden.

Im Salzbergwerk von Wieliczka gibt es auch überall Salzquellen; da diese aber nur mässig sprudeln, kann das Salzwasser aus dem Gewirr der Stollen in Kanälen einfach in einen Brunnen geleitet und dann [mit Aufzugsvorrichtungen] in Fässern nach oben befördert werden; dort siedet man es unter Beifügung von Stücken sandhaltigen Salzes. [...]

Das Steinsalz ist, frisch aus den harten Felsen geschlagen, recht bitter; bald jedoch, wenn es – herausgezogen – von der Aussenluft angegriffen wird, wird es milde und sehr gut. Das etwas salzigere wird, wie ich sagte, mit Wasser und geförderten Bruchstücken auf grossem Feuer gekocht, wie auch an mehreren Orten in Germanien und Gallien. [...] Sind die noch am Seil hängenden Salzbrocken der Öffnung des Schachtes nahe, werden sie von Zugtieren [vollends] herausgehievt, die in keuchendem und auf einen Kreis beschränkten Lauf [d.h. mittels des Tretwerkes für Pferde], ein riesiges Rad drehen.

An beiden Orten, [in Wieliczka und in Bochnia], verlaufen einige durchsichtige kristallartige Adern durch die jeweils

stehengebliebenen Felsen; diese jetzt sogenannten «Salzgemmen» finden vor allem in der Medizin Verwendung. Dann zeigen sich aber auch Adern, schwarz wie erloschene Kohle, über deren Material man sagte, es löse Verstopfungen, wenn es im Gewicht einer Goldmünze gerieben und mit etwas Wein getrunken werde. Das Salz, das gekocht werden soll, wird in flache und dünnwandige Erz- oder Eisenschüsseln von stattlicher Grösse geschüttet und darauf in kochendem Wasser eingedickt; sobald es sich gesetzt hat und weiss geworden ist, wird es herausgenommen. [...]

Es bleibt sicher ein wunderbares Schauspiel unter all den wunderbaren Werken der fruchtbaren Natur, dass sich in einer solchen Tiefe [unter der Erde] massive Salzberge befinden, und dass mit Hilfe weitverzweigter Gänge diese unterirdischen Massen beim Schein kleiner Laternen ausgehöhlt werden können! [...] Es gibt dort unten keinen Tag und keine Nacht, nur Dunkelheit – ohne einen Himmel! Zudem herrscht tiefstes Schweigen, sodass man an Stellen, an denen die Arbeit einmal ruht, glaubt, hier weilten die Manen [die Seelen der Toten].

In Wieliczka erwecken manche Kammern den Eindruck riesiger Tempel; von gewaltigen Salzsäulen werden deren gleichfalls aus massivem Salz bestehende Decken gestützt; [der Anblick erinnert an] hohe Gewölbe, dazu geschaffen, ganze Berge zu tragen: Eine bewundernswerte Leistung der Arbeiter, dank derer das ungeheure Gewicht [der Salzfel- sen] wie zu schweben scheint. [...]

Auf diesem wahrlich gewaltigen Reichtum Polens beruht das Einkommen des Fürsten, höher als es der Gewinn bei den ergiebigsten Gold- und Silberbergwerken sein könnte. Wenngleich das von einiger Bedeutung ist: Diesem Reichtum geht ein nicht abzuschätzender, [nicht angemessen zu würdigender], Aufwand voraus! Ich möchte nicht übergehen, dass es an vielen Orten Polens deutliche Hinweise auf reiche Salzvorkommen gibt; allen Anwohnern ist das Graben aber gesetzlich untersagt, um den Preis nicht sinken zu lassen und damit einen den Gewinn übersteigenden Schaden herbeizuführen. Für den ausführlichen Rundgang im Salzbergwerk von Wieliczka benötigten wir etwa vier Stunden; unser Rudolf Agricola begleitete uns, mein Bruder Benedikt und zwei junge Männer mit den schönsten Veranlagungen aus der Krakauer Familie der Severini, die sich gemeinsam mit mir in jene schaudervolle Tiefe hinunterbegaben. Nur Agricola, der von Natur aus nicht schwindelfrei und von seinen vielen Studien auch geschwächt ist und den Abstieg aus Vorsicht nicht wagte, wartete unterdessen auf uns, bis wir herausgezogen und unserem Himmel zurückgegeben wurden. ■

Vadians Reisereportagen

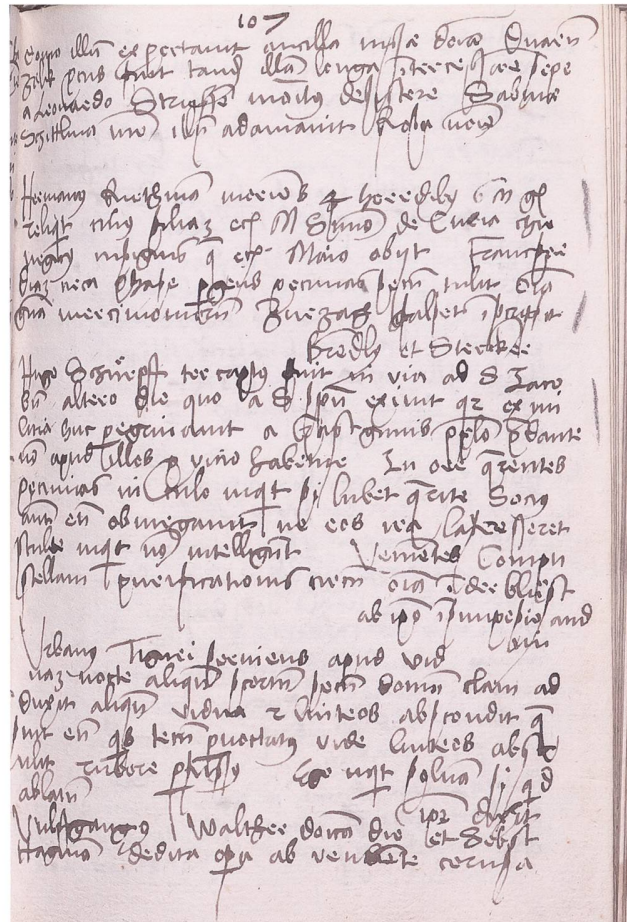
Rudolf Gamper

Reiseerlebnisse als Erzählstoff

Das Erzählen von Reiseerlebnissen gehörte bereits vor 500 Jahren zum gesellschaftlichen Leben. Viele St. Galler Bürger kannten fremde Länder aus eigener Anschauung und berichteten beim abendlichen Umtrunk oder bei geselligen Einladungen, was ihnen begegnet oder zugestossen war, sei es als Kaufleute auf Handelsreisen, als Söldner oder Milizionäre im städtischen Aufgebot auf Kriegszügen oder als Pilger auf Wallfahrten. Es waren Schilderungen kurzer Episoden, in denen das persönliche Erleben im Zentrum stand: gefährvolle Momente, überraschende Schicksalswendungen und andere ausserordentliche Situationen.

Bekannt sind einige Schilderungen aus den Aufzeichnungen des lateinkundigen Leinwandkaufmanns Johannes Rütiner (1500–1556). In seinem «Diarium» hielt er in den Jahren 1529 bis 1539 fest, was er von seinen Gewährsleuten erfahren hatte.³ Die Erzählweise ist kurzatmig, manchmal sprunghaft und schwer verständlich; die Notizen waren nur für den Eigengebrauch bestimmt. Dies zeigt sich zum Beispiel im Abschnitt, der mit «Hugo Schurpf ter captus fuit ...» beginnt. Aus dem Kriegsdienst entlassen, war Schurpf als Pilger nach Santiago de Compostela gewandert und auf dem Weg von den südfranzösischen Gascognern, die ein räuberisches Volk seien, dreimal gefangen genommen worden. «Bei ihnen wird es nicht für ein Laster gehalten. Sie verlangten von ihm ins Angesicht Geld. Wenn's beliebt, so sucht es im Hintern», sagte er. Sein Gefährte aber tadelte ihn, er solle sie nicht zum Zorn reizen. «Dummkopf», sagte er, «sie verstehen es nicht!».⁴

Rütiner notierte auch Reiseerlebnisse Joachim Vadians (1483/84 – 1551), des bekannten St. Galler Humanisten und Bürgermeisters, der als Politiker massgeblich an der Einführung der Reformation beteiligt war und als Chronist das Geschichtsbewusstsein der St. Galler für lange Zeit formte. Seine grossen Reisen fielen in die Zeit vor seinem öffentlichen Wirken in St. Gallen. Als 23-jähriger Student besuchte er die Stadt Venedig, stand zum ersten Mal am Meer und bestaunte auf dem Markt die vielen Arten von Fischen, die angeboten wurden. Beim Essen erfreute er sich



Reiseerzählung von Hugo Schurpf in Rütiners Diarium.
VadSlg Ms 79, 107r.

am meisten an den im Wasser gekochten Meermuscheln. «Sie werden mit einem Messer geöffnet wie Nüsse und ausgeschlürft wie Eier mit einem kleinen Stücke Fleisch, wie die Hälfte eines Daumens».⁵ Vadian habe sie wie Nüsse mit einer Platte aufbrechen wollen. Da hätten alle gelacht.

Vadian reiste – anders als die übrigen Gewährsleute Rütiners – nicht aus geschäftlichen Gründen oder als Wallfahrer, sondern, wie er selbst formulierte, «visendi causa», um zu besichtigen.⁶ Er wollte gezielt Neues und Unbekanntes

3 Rütiner, Diarium, Kommentarband, S. 36–45.

4 Rütiner, Diarium, Bd. 2, Nr. 224c.

5 Rütiner, Bd. 1, Nr. 788. Die Reise ist bei Rütiner irrtümlich auf 1508 datiert, dazu: Bonorand, Vadian in Villach, S. 213 f.

6 Mela, De situ orbis, 1522, S. 126, Anm. d («Timavus»); in der zweiten Auflage von 1522 neu eingefügt. Zur Autopsie: Suter-Meyer, S. 183–199, zum Motiv «visendi causa» dichtete Vadians Lehrer Konrad Celtis: «Ipse peregrinas cupiens tum visere terras» (Quatuor libri amorum, Fol. x verso).

sehen und seinen geistigen Horizont erweitern. In der Beschreibung Venedigs kommentierte er auch religiöse Feiern und Eigentümlichkeiten der Regierungsform. Mit dem befreundeten Christian Fribold diskutierte er über die Grösse und die Ausdehnung der Lagunenstadt im Vergleich mit der Stadt St. Gallen. Sie wurden nicht einig: Nach Vadians Schätzung entsprach Venedigs Länge der Distanz von der damaligen Stadt bis zur «Kapelle vorn am Breitfeld» [Schlachtkapelle «Bild» in St. Gallen-Winklen],⁷ Christian Fribold meinte, Venedig hätte sogar bis Oberdorf [bei Gosau] gereicht, die Breite «vom Markusplatz bis Rialto» komme der Distanz bis zu den Grübelschen Fischweiern [Burgweier, Straubenzell] gleich.⁸ Es ging aber nicht nur um Einzelbeobachtungen. Vadian brachte auf den Punkt, was Venedig einzigartig machte: «Dort kann man an einem Ort die ganze Welt betrachten».⁹ Menschen aller Länder kämen dort zusammen, auch die Griechen hätten dort eine eigene Gemeinde.

Vadian nutzte sich bietende Gelegenheiten, um fremde Lebensgewohnheiten kennenzulernen, so etwa die religiösen Bräuche orthodoxer Christen anlässlich des Wiener Fürstentags, eines grossen Friedenskongresses, der im Sommer 1515 Kaiser Maximilian I., König Sigmund von Polen und König Ladislaus von Ungarn zusammenführte. Vadian unterrichtete zu dieser Zeit an der Wiener Universität, war von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden und hatte die ehrenvolle Aufgabe, die gekrönten Häupter im Namen der Universität mit lateinischen Lobreden zu begrüssen. Dies verschaffte ihm Zugang zum Hofstaat des polnischen Königs, aber auch zu den inhaftierten russischen Aristokraten, die dieser König bei seinem Sieg über das Heer des Grossfürstentums Moskau im Herbst 1514 gefangengenommen hatte und nun mitführte.¹⁰ «An ihnen fiel», wie Vadian schrieb, «der kräftige, hohe Wuchs auf, ausserdem das grimmige Aussehen, die griechische Religion und eine dem Illyrischen nicht unähnliche Sprache, denn sie verstanden diese leicht. Bevor sie Mahlzeiten einnahmen, holten sie Täfelchen hervor und hängten sie an die nächste Wand, beteten vor ihnen leise murmelnd in Gruppen und neigten schliesslich das Haupt bis zum Knie. Auf diese Weise dankten sie, wie sie sagten, Gott dem Unsterblichen. Und als sie gesehen hatten, dass ich das genauer beobachte, zeigten sie mir, wie um sich durch ihre Frömmigkeit zu empfehlen, alles aus der Nähe. Auf den Täfelchen war das Bild der Jungfrau Maria, des hl. Nikolaus, der

hl. Katharina, in Zinnkästchen irgendwelche Reliquien.»¹¹ Vadian begegnete den gefangenen Moskovitern mit dem Blick des Forschers. Er interessierte sich nicht nur für ihr fremdartiges Aussehen, sondern ordnete auch die fremde Sprache aufgrund ihrer Nähe zu bekannten Sprachen geografisch ein, erfragte die Bildinhalte der Ikonen und liess sich deren Verwendung erklären. Wie beim Reisen in die Fremde entdeckte er Lebensformen, die sich von jenen in der gewohnten Umgebung deutlich unterschieden.

Reiseberichte und die wissenschaftliche Geografie

Das Reisen nutzte Vadian zur Erweiterung seiner geografischen Kenntnisse. Die Geografie war an der Universität Wien fest verankert und wurde zu Vadians wichtigstem Fachgebiet.¹² Sie basierte auf dem tradierten Wissen, vor allem auf den Werken von Autoren der römischen Antike. Diese waren eineinhalb Tausend Jahre alt und beschrieben die Städtelandschaften des römischen Reiches rund um das Mittelmeer. Über die meisten Völker an den Rändern und ausserhalb des damaligen römischen Reiches wussten sie nicht viel zu berichten. Vadian sammelte das tradierte Wissen und ordnete es nach dem Muster, das ihm der römische Geograf Pomponius Mela in seiner 43–44 n. Chr. entstandenen Weltbeschreibung vorgab. In Melas Geografie folgt der Leser der Mittelmeerküste, zuerst in einem inneren Umgang der nordafrikanischen Küste von der Strasse von Gibraltar bis Ägypten, den Küstenländern Vorderasiens bis zum Schwarzen Meer und kehrt über Griechenland, Italien, Südfrankreich und Spanien zum Ausgangspunkt zurück. In einem zweiten Umgang behandelt das Werk die umliegenden Länder und Völker.¹³

Vadians eigene Darstellung folgt dem Text von Pomponius Mela; sie ist ein umfangreicher Kommentar, in dem das gesamte bekannte geografische Wissen in komprimierter Form dargeboten wird. Im Druck sind die wenigen, in grösseren Lettern gedruckten kurzen Zeilen des Mela-Textes auf drei Seiten vom ausufernden, in kleinen Lettern gesetzten Kommentar umflossen.¹⁴ In diesem Kommentar ergänzte und korrigierte Vadian das überlieferte Wissen durch neue Beschreibungen der Städte und Länder seiner Zeit. Dazu verarbeitete er neben den eigenen Reiseerlebnissen mündliche und schriftliche Reiseberichte sowie

7 Arnet, Orts- und Flurnamen, S. 33.

8 Arnet, Orts- und Flurnamen, S. 71, vgl. Rütiner, Diarium, Bd. 1,2, Nr. 724d.

9 Rütiner, Diarium, Bd. 1,2, Nr. 788.

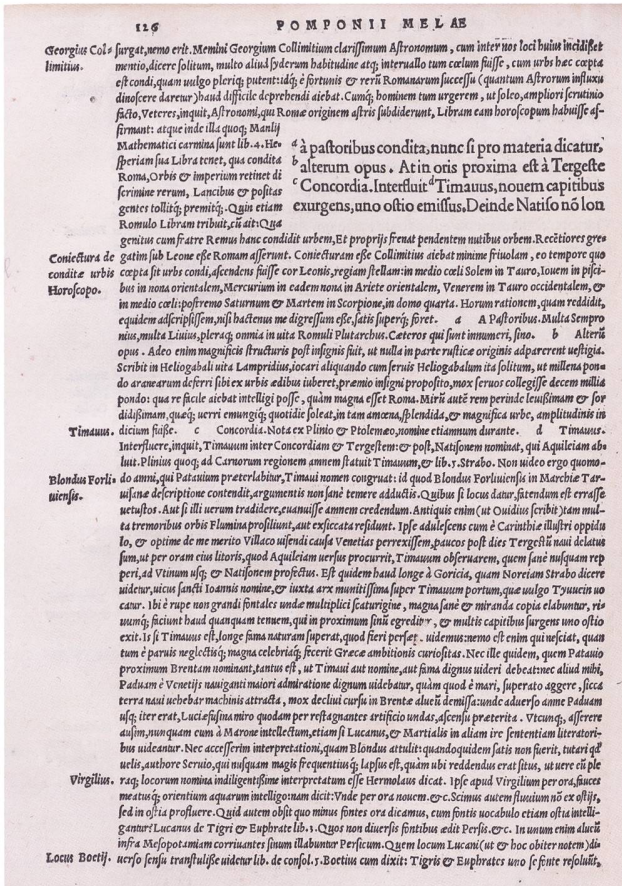
10 Zur Schlacht bei Orscha (8. September 1514) und zu ihrer medialen Auswertung: Webseite Schlacht bei Orscha, konsultiert am 26. 8. 2021.

11 Mela, Libri de situ orbis, 1518, Fol. 53r, Anm. «Tum Borysthe[nes]»; Mela, De situ orbis, 1522, S. 95, Anm. f («Tum Borysthenes»); Übersetzung nach: Klecker, Politik, S. 454. Kaiser Maximilian veranlasste, wie Vadian berichtet, die Freilassung der gefangenen Moskoviter.

12 Suter-Meyer, Wissensvermittler, S. 138.

13 Gamper/ Mittenhuber/ van Duzer/ Horst, Manuskriptkarten, S. 54.

14 Suter-Meyer, Wissensvermittler, S. 83–91.



Im Kommentar der Weltbeschreibung des römischen Geografen Pomponius Mela beschreibt Vadian seine Reise zu den Quellen des Flusses Timavo. Der hochgestellte Buchstabe «d» in der Mitte der dritten Zeile des gross gedruckten Melatextes verweist auf den Kommentar, der in der Mitte der Seite mit dem gleichen Buchstaben «d» und dem Kennwort «Timaeus» beginnt. Mela, De situ orbis, 1522, S. 126.

humanistische Kommentare zu antiken Autoren, mit denen er sich kritisch auseinandersetzt. Die Entdeckung Amerikas und die Umschiffung Afrikas durch portugiesische Seeleute waren ihm bekannt, und er setzt sich ausgiebig mit der Frage auseinander, ob auch auf der südlichen Erdhalbkugel Menschen, so genannte Antipoden, lebten.¹⁵ Das grosse Werk erschien erstmals 1518 in Wien und verkaufte sich gut. Im Folgenden werden zwei kurze Abschnitte aus diesem Werk vorgestellt; sie beschreiben die Reise in Venedig. Die ausführlicheren Reisereportagen über den Pilatussee und über die polnischen Salzbergwerke publizierte Vadian in der zweiten, erweiterten Auflage, die in Basel gedruckt wurde und Anfang 1522 erschien. In allen Beschrei-

bungen erfährt man, wie Vadian die besuchten Orte erreichte, welche bedeutenden Personen er dort kennenlernte und welche aussergewöhnlichen Naturphänomene oder Werke menschlicher Kunstfertigkeit er dort bewunderte. Sein Zielpublikum waren lateinkundige Universitätsabsolventen mit geografischen Interessen und humanistischer Bildung, die mit der Literatur der Antike vertraut waren. Die Reisebeschreibungen machen einen verschwindend kleinen Teil des Kommentars zu Pomponius Mela aus.

Reise in Venedig

Vadian unternahm in seinem Leben nur wenige grosse Reisen. Die erste führte ihn, wie oben berichtet, nach Venedig. In Wien grassierte im Herbst 1506 die Pest, Dozenten und Studenten verliessen die Stadt. Vadian zog mit einem befreundeten Studenten nach Villach und unterrichtete dort an der Lateinschule.¹⁶ Dabei legte er das nötige Geld zur Seite, um einige Städte in Venedig, das damals von Bergamo bis nach Istrien und Dalmatien reichte, zu besuchen.¹⁷ Die Reise dürfte kaum einen Monat gedauert haben, länger reichte wohl das Geld nicht.¹⁸ Wie befruchtend eine Italienreise auf einen angehenden Humanisten wirkte, wusste Vadian von seinem Lehrer Konrad Celtis.¹⁹

Wie Vadian nach Venedig gelangte, ist nicht bekannt. In der Lagunenstadt bestieg er das Schiff, um in die venezianische Hafenstadt Justinopolis (Capodistria, heute Koper) zu gelangen. Auf der Fahrt – das Schiff befand sich mitten im Meer – kam ein Sturm auf, vermutlich ausgelöst durch die Bora, gefürchtete Fallwinde im nördlichen Teil der Adria. Die Passagiere litten an Seekrankheit («taedium maris»), und das Schiff, von der Bora abgedrängt, legte im Hafen des Städtchens Isola an. Die Passagiere, müde und zermürbt, gingen an Land. Dort erholten sie sich «bei vorzüglichem Wein und sorgfältig zubereiteten Speisen, und kamen durch die willkommene Wohltat wieder zu Kräften».²⁰

Am nächsten Tag brachte ein Schiff Vadian nach Triest. Von dort fuhr er weiter der adriatischen Küste entlang nach Aquileia, um unterwegs die Quellen des geheimnisumwitterten Flusses «Timavus» zu besichtigen. Sie waren ihm aus Vergils Aeneis bekannt als Ort, an dem der Fluss «aus dumpf erdröhnendem Berg durch neunfache Mündung / bricht, ein brausendes Meer, und rauschend peitscht die Gefilde».²¹ Vom Meer aus konnte Vadian allerdings den Timavus nicht

15 Vogel, Amerigo Vespucci, S. 67–76 und 82–91; Suter-Meyer, Wissensvermittler, S. 74 f., 133–135 und 140–164.

16 Bonorand, Vadian in Villach, S. 213 f.

17 Vadians eigene Angaben zur Datierung der Reise sind widersprüchlich, dazu oben, Anm. 4 und Vadian, De poetica, Bd. 1, S. 143 f., Bd. 2, S. 166 f.

18 Bonorand, Studienreise, S. 187.

19 Bonorand, Studienreise, S. 190; Robert, Celtis, Sp. 377 und 391.

20 Mela, Libri de situ orbis, 1518, Fol. 68r, Anm. «Istria»; Mela, De situ orbis, 1522, S. 122, Anm. d («Istria»); Bonorand, Studienreise, S. 204.

21 Vergil, Aeneis, Buch 1, Verse 244–246 (übersetzt von Johannes Götte).



Der Verfasser hat es sich nicht nehmen lassen, Vadians Spuren folgend die Quellen des Timavo aufzusuchen. Der Fluss durchquert unterirdisch das Karstgebirge und kommt bei San Giovanni al Timavo sanft fliessend aus dem Berg.
Foto Gertraud Gamper, September 2021.

sehen, und eine Küstenstrasse gab es noch nicht. So suchte er im Landesinnern weiter bis nach Udine und kehrte über Goricia (Görz) zurück. Wieder am Meer angelangt, stiess er beim Dorf St. Johann unweit der Burg «Tywein» (Duino) auf die gesuchten Quellen, aus denen er erstaunlich viel Wasser aus dem Felsen herausfliessen sah. Dennoch war er enttäuscht. «Wenn dies der Timavus ist», schrieb er, «übertrifft die Fama die reale Erscheinung bei weitem. Dies kommt oft vor, denn jedermann weiss, wie die Findigkeit der griechischen Ruhmsucht aus kleinen und unscheinbaren Dingen grosse und berühmte macht.»²²

Der humanistische Historiker Flavio Biondo (1392–1462) hatte den Fluss Timavus bei Padua lokalisiert.²³ Auch die Universitätsstadt Padua suchte Vadian auf, wiederum reiste er mit dem Schiff, von Venedig durch die Lagune und auf dem Fluss Brenta, der normalen Verkehrsverbindung zwischen den zwei Städten. Die Einfahrt in die Brenta, die bei der Mündung gestaut war und einen höheren Wasserpiegel aufwies als das Meer, pries er als technisches Wunderwerk. Das Schiff wurde durch eine Seilwinde aus dem Meer und auf dem trockenen Land über einen Damm gezogen, glitt darauf ins Flussbett der Brenta und fuhr am Ort Fusina vorbei im gestauten Wasser flussaufwärts nach Padua.²⁴ Die Lokalisierung des Timavus durch Biondi erwies sich als Irrtum.²⁵

Die Reise nach Padua unternahm Vadian vor allem, um die berühmtesten Gelehrten, die an der renommierten Universität unterrichteten, persönlich kennenzulernen. Besonders wichtig war ihm die Bekanntschaft mit dem Theologen und Philosophen Mauritius Hibernicus. Es gelang ihm, wie er schrieb, «in seinen menschenfreundlichen Kreis eingeführt zu werden. Wir unterhielten uns ausführlich über die verschiedensten Fragen, als das Gespräch auf Literatur und Dichtung kam, worauf er mir so gedankenreich und wortgewandt das Studium von allem der Dichtung nahelegte, dass mich seither die Liebe zu ihr niemals verlassen hat.»²⁶ Es blieb bei der einmaligen Begegnung, ein länger anhaltender Kontakt kam nicht zustande.²⁷

Die Reisereportage über den Pilatussee bei Luzern

Die Jahre 1502 bis 1518 verbrachte Vadian hauptsächlich an der Universität Wien, bis 1509 als Student, danach als Dozent. 1517 beschloss er, sich in St. Gallen als Humanist niederzulassen. Zuvor verarbeitete er das Material, das er für zwei Vorlesungen 1513 und 1514 gesammelt und seither ergänzt hatte, in zwei Publikationen: zuerst zur oben beschriebenen Geografie und danach zur Geschichte und

22 Mela, *Libri de situ orbis*, 1518, Fol. 70v, Anm. «Timavus»; Mela, *De situ orbis*, 1522, S. 126, Anm. d («Timavus»); Bonorand, *Studienreise*, S. 202 f.

23 Blondus, *Roma instaurata; Italia illustrata*, Teil 2, h7v–h8r. Ob Vadian diese Ausgabe benutzt hat, ist unsicher.

24 Mela, *Libri de situ orbis*, 1518, Fol. 70v, Anm. «Timavus»; Mela, *De situ orbis*, 1522, S. 126, Anm. d («Timavus»); Bonorand, *Studienreise*, S. 201 f. mit Anm. 58.

25 Biondos Deutung war wie Vadians Suche von drei Versen in Vergils *Aeneis* bestimmt (vgl. Anm. 21).

26 Vadian, *De poetica*, Bd. 1, S. 144, Bd. 2, S. 166 f.; Mela, *Libri de situ orbis*, 1518, Fol. 105r, Anm. «Pietatis»; Mela, *De situ orbis*, 1522, S. 193, Anm. c («Pietatis»).

27 Bonorand, *Studienreise*, S. 198–199 verleiht dem überschwänglichen Lob von Mauritius Hibernicus durch Vadian zu viel Gewicht.

Bedeutung der lateinischen Dichtung.²⁸ Im Juni 1518 liess er sich von der Universität beurlauben, hielt sich die Möglichkeit, zurückzukehren, offen, und reiste nach St. Gallen. Hier machte er auf sich aufmerksam, indem er den in der Eidgenossenschaft ansässigen Humanisten ein mit einer Widmung versehenes Exemplar seiner Geografie zusandte. In der Einleitung erklärte er programmatisch, er sei gekommen, um den Humanismus gemeinsam mit engagierten Mitstreitern in der Eidgenossenschaft einzupflanzen. Es gelang ihm auch, in St. Gallen eine Anstellung als humanistischer Berater der Stadt ohne feste Verpflichtung zu erlangen.²⁹

Vadian baute sein Netzwerk auch durch die Anknüpfung persönlicher Beziehungen aus. Im Juli 1518 reiste er nach Zürich, wo er seine künftige Gattin Martha Grebel, die Schwester seines Schülers Konrad Grebel, kennenlernte. Mit Konrad Grebel und Oswald Myconius, dem gelehrten Zürcher Schulmeister, suchte er anschliessend Johannes Xyloctectus auf, der in Luzern als Lateinlehrer wirkte.³⁰ Gemeinsam machten sie einen Tagesausflug zum Pilatussee, einem kleinen, unspektakulären See in sumpfigem Gelände, der auf einer Alp hoch über dem Talboden lag. Der Sage nach war die Leiche von Pontius Pilatus, nachdem sie in Rom, Vienne und Lausanne Unheil gebracht hatte, im Pilatussee versenkt worden. Es hiess, am Karfreitag, wenn man in der Kirche die Passion singe, zeige sich Pilatus, und wenn ein Gegenstand in den See geworden werde, löse dies verheerende Unwetter aus. Deshalb war es verboten, zum See hinaufzusteigen, was die jungen Humanisten nicht daran hinderte, es dennoch zu tun.³¹

Vadians Bericht über die Reise zum Pilatussee kann man als Reportage bezeichnen, denn er zeigt deren Merkmale: In bildhafter Sprache vermittelt er vielseitige Informationen über den Pilatussee, über sein Aussehen, über seine Geschichte und über seine Bedeutung für die Menschen im Umland. Den roten Faden bildet der Erlebnisbericht, in dem Vadian seine eigenen Eindrücke schildert und sich über Gesehenes und Erlebtes eine eigene Meinung bildet. Mit dem Aufstieg zum höchsten Punkt, der vielleicht den Grat meinte, der den Blick in die benachbarten Täler freigab, und mit der Heimkehr setzte Vadian einen kurzen, prägnanten Schluss.³²

Vadian schreibt, er habe den Text ein Jahr nach dem Ausflug zum Pilatussee verfasst. Die zweite Hälfte des Jahres 1519 verbrachte er in Wädenswil. Hier feierte er Hochzeit mit Martha Grebel und blieb bei Verwandten seiner Frau, weil in St. Gallen wieder einmal die Pest wütete.³³ Er hatte Musse, sich literarischen Arbeiten zu widmen, wie man es nach seiner Anstellung als Humanist von ihm erwarten durfte. In welcher Form er den Text zu publizieren gedachte, ist nicht bekannt.³⁴

Nach dem Erfolg der ersten Auflage des geografischen Werks trat sein Wiener Verleger Lukas Alanse die Rechte an den Basler Drucker Andreas Cratander ab, der eine zweite, erweiterte Auflage herausgab. An dieser arbeitete Vadian von Herbst 1520 bis Frühjahr 1521; die Reisereportage integrierte er in den ausufernden Kommentarteil.³⁵ Die dezidierte Ablehnung der sagenhaften Pilatusgeschichte zeigt den Einfluss der beginnenden Reformation. An scholastischen Lehrmeinungen hatte er schon früher Kritik geübt, nun, in der zweiten Auflage, verurteilte er immer wieder Missbräuche im kirchlichen Leben und den Aberglauben.³⁶ Wahrscheinlich ist die Reisereportage, die nur im Mela-Kommentar überliefert ist, eine inhaltlich überarbeitete Schilderung aus einiger zeitlicher Distanz.

Die Reisereportage über das Salzbergwerk bei Wieliczka

Im Dezember 1518 trat Vadian die längste Reise seines Lebens an. Sie dauerte drei Monate und führte ihn über Leipzig nach Krakau und von dort nach Wien. Mit der Anstellung in St. Gallen hatte er eine Grundlage für eine erfolgreiche Karriere als Humanist und Arzt in Aussicht. In den Kreis der Humanisten in der Eidgenossenschaft hatte er sich erfolgreich eingeführt, eine standesgemässe Heirat war gesichert. Noch fehlte ein passendes Wohnhaus.

Vadian unternahm die Reise zu Pferd mitten im kalten Winter, weil er vor der Familiengründung zwei Knoten zu lösen hatte: Nach dem Tod der beiden Brüder seines Vaters musste er mit den in Krakau lebenden Cousins Erbschaftsangelegenheiten regeln. Von ihnen konnte er dabei sein künftiges Wohnhaus in St. Gallen, das Haus zum Goldap-

28 Mela 1518; Vadian, *De poetica*.

29 Gamper, Vadian, S. 111-128.

30 Bonorand, *Personenkommentar*, Bd. 2 (Vadian-Studien 11), S. 304 f., 349-353 und 406 f.

31 Suter-Meyer, *Wissensvermittler*, S. 204-220.

32 Zur Herkunft der Reportage aus dem Reisebericht: Haller, *Reportage*, S. 17-28; die Erzählung «lebt nicht vom Erzählen der Reise, sondern vom Nahebringen des Fernen» (S. 20).

33 Gamper, Vadian, S. 134-136.

34 Vgl. Suter-Meyer, *Wissensvermittler*, S. 220.

35 Vadianische Briefsammlung, Bd. 2, Nr. 222, 227 und 255.

36 Suter-Meyer, *Wissensvermittler*, S. 202.

fel, erwerben. In Wien galt es, die Anstellung an der Universität zu beenden und die Wohnung zu räumen. Vadian unterbrach die lange Reise immer wieder, um humanistische Gelehrte aufzusuchen und sein Netzwerk zu erweitern, aber auch, um Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. In der Nähe von Krakau befanden sich die zwei berühmten Salzbergwerke von Wieliczka und Bochnia. Aus Platzgründen beschränkt sich der Textauszug oben auf die Beschreibung des Salzbergwerks von Wieliczka. Könige und Fürsten hatten sie seit dem 14. Jahrhundert besucht. Auch Vadians Lehrer an der Universität Wien, der grosse Humanist Konrad Celtis (1459–1508), hatte Wieliczka besichtigt und eine Ode verfasst, in der er das technische Wunderwerk der Förderanlage, die Einfahrt in den Schacht und seine Angst in der unheimlichen Unterwelt in Versen schilderte.³⁷ Eigenartigerweise vergass Vadian diese Dichtung, als er beklagte, «dass dieser bewundernswerte Reichtum der Natur von den mir bekannten lateinischen Autoren eigentlich zu sehr vernachlässigt wurde».³⁸ Er erhielt Zugang zu beiden Salzbergwerken und beschrieb in seiner umfangreichen Reportage die Anlage der Schächte und der Stollen, die Aufzugsmaschinen, die Arbeit der Bergmänner, die Salzlager und die Betriebsorganisation, arbeitete auch die Unterschiede zwischen den beiden Bergwerken heraus und verband seine Beobachtungen mit dem überlieferten Wissen. Eindrücklich schilderte er seine Angst beim Abstieg in den Untergrund.³⁹ Auch diese zweite Reisereportage wurde als selbständiges Werk konzipiert, überliefert ist es nur im Kommentarteil in Vadians Mela-Ausgabe von 1522.

Nach der Besichtigung der Salzbergwerke und dem Aufenthalt in Krakau reiste Vadian nach Wien. Dort hielt er zum letzten Mal Vorlesungen an der Universität, räumte seine Wohnung und trat die Rückreise nach St. Gallen an. In späteren Jahren war er zwar häufig unterwegs, aber nie mehr in fernen Ländern; er verliess das Gebiet der Eidgenossenschaft nicht mehr. Die meisten Reisen unternahm er als Tagsatzungsgesandter oder als Bürgermeister in städtischem Auftrag⁴⁰ und nicht mehr «visendi causa», um Städte, Länder oder Wunder der Technik zu besichtigen. Und so fanden auch die zwei Reisereportagen keine Fortsetzung.

37 Kühlmann/ Seidel/ Wiegand, *Humanistische Lyrik*, S. 76–81 und 986–989; Vadian war an der postumen Edition der Oden beteiligt. Robert, Celtis, Sp. 405 f.

38 Frohne, *Welt- und Menschenbild*, S. 46.

39 Suter-Meyer, *Wissensvermittler*, S. 221–242.

40 Gamper, Vadian, S. 249–251.

Quellen

- Blondus, Flavius. *Roma instaurata; Italia illustrata*, Verona 1481–1482.
 Celtis, Konrad. *Quatuor libri amorum secundum quatuor latera Germanie*, Nürnberg 1502.
 Mela, Pomponius. *Libri de situ orbis tres. Adiectis loachimi Vadiani Helvetii in eosdem scholiis*, Wien 1518.
 Mela, Pomponius. *De situ orbis libri tres, accuratissime emendati, una cum commentariis Joachimi Vadiani Helvetii castigatioribus*, Basel 1522.
 Rütiner, Johannes. *Diarium 1529–1539*, hrsg. von Ernst Gerhard Rüschi, 5 Bände, St. Gallen 1996.
 Vadian, Joachim. *De poetica et carminis ratione*, 3 Bände, hrsg. von Peter Schäffer, München 1973–1977.
 Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen, Bd. 2, hrsg. von Emil Arbenz (*Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte* 25), St. Gallen 1894.

Literatur

- Arnet, Martin. *Die Orts- und Flurnamen der Stadt St. Gallen* (St. Galler Namenbuch. Germanistische Reihe 1), St. Gallen 1990.
 Bonorand, Conradin. Vadians Studienreise nach Nordostitalien, in: *Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte* 18/19 (1960/1961), S. 186–207.
 Bonorand, Conradin. Vadian in Villach, in: Neumann, Wilhelm (Hrsg.). *900 Jahre Villach*. Neue Beiträge zur Stadtgeschichte, Villach 1960, S. 207–236.
 Bonorand, Conradin. *Personenkommentar zum Vadianischen Briefwerk*, Bd. 2 (Vadian-Studien 11), St. Gallen 1983.
 Długosz, Alfons. *Salines de Wieliczka – Salines of Wieliczka – Das Wieliczka'er Salzwerk*, Wieliczka 1963.
 Frohne, Renate. Das Welt- und Menschenbild des St. Galler Humanisten Joachim von Watt/Vadianus (1484–1551). Dargestellt anhand ausgewählter Exkurse in den Scholien zu Pomponius Mela: *De chorographia*, Basel 1522, Remscheid 2010.
 Gamper, Rudolf. Joachim Vadian, 1483/84–1551. Humanist, Arzt, Reformator, Politiker, mit Beiträgen von Rezia Krauer und Clemens Müller, Zürich 2017.
 Gamper, Rudolf/ Mittenhuber, Florian/ van Duzer, Chet/ Horst, Thomas. Manuskriptkarten im Umfeld von Vadians Lehrtätigkeit in Wien, in: *St. Galler Kartenschätze. Cartographica Helvetica* 56 (2018), S. 45–64.
 Haller, Michael. *Die Reportage. Theorie und Praxis des Erzähljournalismus*, 7. Aufl. (Praktischer Journalismus 8), Köln 2020.
 Klecker, Elisabeth. Politik, Wissenstransfer und Humanistische Selbstdarstellung. Der Wiener Kongress von 1515 im Pomponius Mela-Kommentar des Joachim Vadianus (Wien: Singriener 1518), in: Bogusław Dybas/ István Tringli (Hrsg.), *Das Wiener Fürstentreffen von 1515*. Beiträge zur Geschichte der Habsburgisch-Jagiellonischen Doppelvermählung, Budapest 2019, S. 439–466.
 Kühlmann, Wilhelm/ Seidel, Robert/ Wiegand, Hermann (Hrsg.). *Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch und deutsch* (Bibliothek der frühen Neuzeit. Abt. 1, Literatur im Zeitalter des Humanismus und der Reformation 5), Frankfurt a.M., 1997.
 Robert, Jörg. Celtis, Konrad, in: Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.), *Deutscher Humanismus 1480–1520*. Verfasserlexikon, Bd. 2, Sp. 375–427.
 Schlacht bei Orscha (1514), [https://dewiki.de/Lexikon/Schlacht_bei_Orscha_\(1514\)](https://dewiki.de/Lexikon/Schlacht_bei_Orscha_(1514)) (letzter Zugriff 17. Oktober 2021).
 Suter-Meyer, Katharina. Eine Weltbeschreibung als humanistische Wissenschaft. Vadians Kommentare zur Chorographie des Pomponius Mela (Basel 1522), Zürich 2020.
 Vogel, Klaus A. Amerigo Vespucci und die Humanisten in Wien, in: *Die Folgen der Entdeckungsreisen für Europa*, hg. von Stephan Füssel, Nürnberg 1992 (Pirckheimer Jahrbuch 1992), S. 53–104.